

Nebrner Anzeiger

Ersteit
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementpreis
vierteljährlich 1,05 M. pränumero, durch die Post oder andere Boten 1,20 M., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 M.

für Stadt und Umgegend.

Insertionspreis
für die einmalige Spaltenzeile oder deren Raum 15 Hg., bei Wiederholungen 10 Hg. (Belangen pro Zeile 20 Hg.)
Gerichte
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Gratisbeilage:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierteljährlich eine landwirtschaftliche Beilage.

Amfliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. N.

Nr. 88 **Nebra, Sonnabend 2. November 1912.** **25. Jahrgang.**

Die Lage auf dem Balkan.

Träume der Siegel. — Die Großmächte.

Obgleich nun neben der türkischen Heeresleitung auch die bulgarische und verlässliche Nachrichten ergreifen haben, daß eine regelrechte Wärfelstellung um die Türkei entstanden, und obwohl es immer mehr den Anschein gewinnt, als ob die Serben bei Belgrad, die Montenegriner bei Stutut, die Griechen bei Salonica und die Bulgaren bei Adrianopel vorläufig Halt machen wollten, so tritt doch eines mit völliger Deutlichkeit klar hervor: die Türkei ist gelagert und es ist zweifelhaft, ob sie noch in die Lage kommen wird, die Schwärze anderswo zu fassen. Unter diesen Umständen ist es höchste Zeit, daß sich die Großmächte endlich auf ihre Interessen besinnen, daß sie zu einer Vermittlung schreiten, ob sie ernstlich ill oder nicht.

Unterliegt in der bevorstehenden Schlacht auf der Linie zwischen Adrianopel und Konstantinopel die Türkei, so können die Türken getroffen werden, die die Verwirklichung der europäischen Türkei und die Bewegung Konstantinopels durch eine andre Macht verhindern. Unterliegen die Bulgaren, so ist Vize wenig gefahrlos, es kann mit Aussicht auf Erfolg beiden Seiten Frieden geboten werden. Aber die Form der Vermittlung dürfte zunächst unter den Mächten bestehen, auch darüber, wie sie nur einträchtig erfolgen wird. Allerdings, so sehr einfach ist die Sache nicht.

Somit auf Seiten der Freunde des Balkanstaatenbundes als auch auf der, die der Türkei nicht leben, haben die letzten Nachrichten vom Kriegszustand fast überall, zeigen sie doch mit auffallender Deutlichkeit, daß der türkische Niedergang ein gefährliches Zeichen der Schwäche ist. Die türkische Schwäche kommt dem meisten Kabineten unermesslich, und man hätte wohl kaum zu Beginn des Krieges mit solchem Nachdruck von der Erhaltung des Status quo gesprochen, hätte man die völlige Unfähigkeit der Türkei sich wenigstens mit etwas Anstand aus der Affäre zu ziehen, vorausgesetzt. Das Tag um Tag sich mehrende Kriegsgeschick der Balkanstaaten zwingt die Großmächte, einzuwirken durch noch sehr vorläufige Fühlungsnahme untereinander. Frege zu hören, ob man in der Zukunft von dem Balkan zum Bestenstandes auf dem Balkan doch nicht etwas vorzuziehen. Denn daß die Balkanstaaten nach einem Friedensschluß vor ihre, die Staaten dieses Feldbauges anderen Länder nach einem Siege auf der ganzen Linie hintreten können, um zu erklären: „Wir haben zwar geliegt, neue Länder in Besitz und Verwaltung genommen, werden aber trotzdem nach dem Willen der Großmächte innerhalb unserer Grenzen bleiben müssen“, das scheint durchaus unmöglich und nur auszuwenden, wenn man überhört, daß aus solcher Haltung der Regierungen nicht nur in vorgerangenen Ländern selbst, sondern auch in denen, die sich nach dem Zusammenbruch des Bundes bereits als vom türkischen Joch befreit betrachten, offene Rebellion entzünden müßte.

Auf der andern Seite aber wird man sich ernstlich mit der fast noch heftigeren Frage beschäftigen müssen, wie weit es möglich und zweckmäßig ist, die künftigen Träume der Sieger zu erfüllen. Wird doch von amtlicher Seite in Serbien eine Erklärung der Zusage verlangt, die in Europa die Türkei nicht ausmerzt. Danach soll Serbien das Gebiet von der Salenstadt Mevna am Adriatischen Meere in schräger Linie hinunter bis zum Ohridsee, dann wieder in schräger Linie bis Skopje und Thiva, von hieraus gerade hinauf zur türkischen Grenze erhalten. Montenegro erhebt die Forderung, daß die türkische Grenze bis Serbiepola, von hier geht die neue montenegrinische Grenze freischnur über Berane. Der rechte Teil des Sandbacht Gebiets nach Albanien bis hinunter zum neuen türkischen Grenze zu lassen. Aber die Forderung Albanien ist nach dem Verlaufe der Forderung der Großen, daß die türkische Grenze bis zum Sandbacht Gebiets nach Albanien bis hinunter zum neuen türkischen Grenze zu lassen.

Der kommt, daß sich Rumänien bezüglich seiner Absichten nach wie vor in Schwelgen eintaucht; obwohl es entgegen allen Erwartungen die Dobruđa geworben, weil dort seine natürliche Grenze gegen Bulgarien besteht. Zahlreiche Verbände sind rekrutiert und die Armeen wird auf erhöhten Friedensstand gebracht. Dazu kommt, daß in einem amtlichen Blatte in Bukarest ein Artikel veröffentlicht worden ist, in dem es u. a. heißt, daß es Pflicht der lebenden Staatsmänner Rumäniens sei, daß Land darüber aufzuklären, welche Opfer es vielleicht schon worden werden bringen müssen. Zwar könnte die Lage noch nicht als verzweifelt erklärt werden, doch ist es unübersehbar, daß Rumänien vor einer sehr hohen, Natur hat. Eine Abwendung im Gleichgewicht auf dem Balkan, durch die die Grenzen Rumäniens umfester gemacht werden, könne das Land auf keinen Fall gehen. Für den Fall, daß die Balkanstaaten friedlich bleiben und Rumänien seine Garantien für eine ununterbrochene Erhaltung des Gleichgewichts erhalten, siehe die Regierung vor der früheren Hilfe, Maßnahmen zu treffen, damit Rumänien in der entscheidenden Stunde vollständig vorbereitet ist. — Man sieht also, daß das Balkanproblem noch lange nicht mit dem Siege der einen und der Niederlage der andern Partei gelöst ist. Im Gegenteil, wenn die Balkanstaaten mit der Türkei Frieden schließen wollen, werden erst die Schwierigkeiten beginnen.

Vom Kriegszustand.

Die Entscheidungsgeschichte am Egeenflus hat angeheißt begonnen.

Die Entscheidungsgeschichte am Egeenflus hat angeheißt begonnen. Die Entscheidungsgeschichte am Egeenflus hat angeheißt begonnen. Die Entscheidungsgeschichte am Egeenflus hat angeheißt begonnen.

Adrianopel soll ausgehört werden.

Adrianopel soll ausgehört werden. Adrianopel soll ausgehört werden. Adrianopel soll ausgehört werden.

Montenegro und die Malfisoren.

Montenegro und die Malfisoren. Montenegro und die Malfisoren. Montenegro und die Malfisoren.

Weiterer Vormarsch der Griechen.

Weiterer Vormarsch der Griechen. Weiterer Vormarsch der Griechen. Weiterer Vormarsch der Griechen.

Der fertige Sieg von Skopje.

Der fertige Sieg von Skopje. Der fertige Sieg von Skopje. Der fertige Sieg von Skopje.

Kaiserende für das Rote Kreuz.

Kaiserende für das Rote Kreuz. Kaiserende für das Rote Kreuz. Kaiserende für das Rote Kreuz.

Osterreichs Balkanpolitik.

Osterreichs Balkanpolitik. Osterreichs Balkanpolitik. Osterreichs Balkanpolitik.

England.

England. England. England. England.

Rußland.

Rußland. Rußland. Rußland. Rußland.

Balkanstaaten.

Balkanstaaten. Balkanstaaten. Balkanstaaten. Balkanstaaten.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Deutschland. Deutschland. Deutschland. Deutschland.

Amerika.

Amerika. Amerika. Amerika. Amerika.

Die See und die Flotte.

Die See und die Flotte. Die See und die Flotte. Die See und die Flotte.

Deer und flotte.

Deer und flotte. Deer und flotte. Deer und flotte.

Deer und flotte.

Deer und flotte. Deer und flotte. Deer und flotte.

Deer und flotte.

Deer und flotte. Deer und flotte. Deer und flotte.

Deer und flotte.

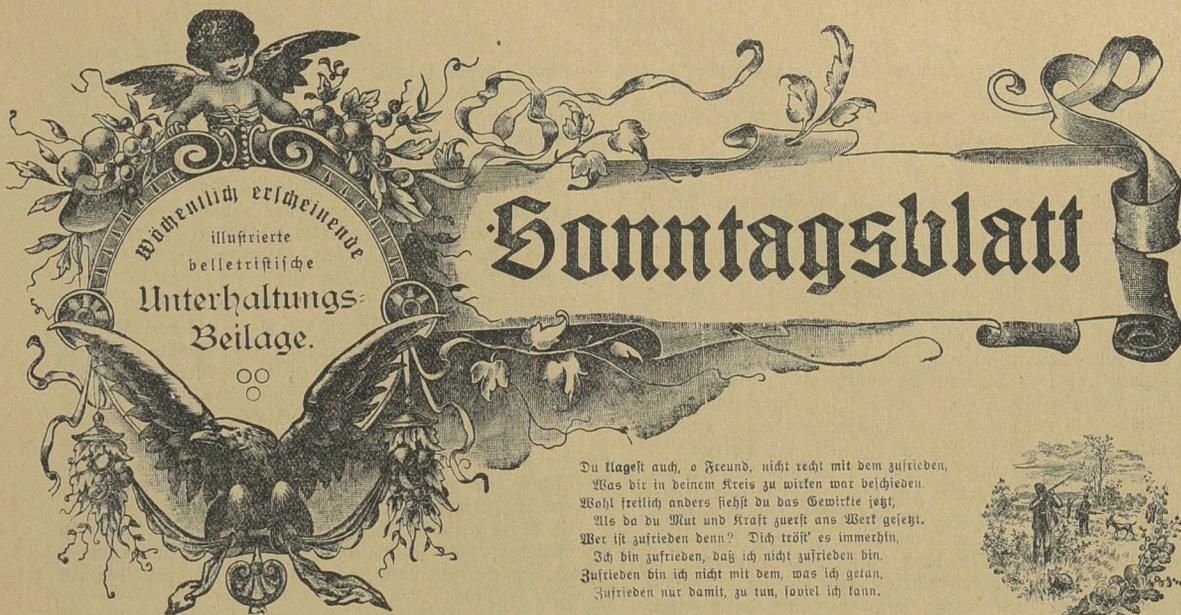
Deer und flotte. Deer und flotte. Deer und flotte.

Deer und flotte.

Deer und flotte. Deer und flotte. Deer und flotte.

Deer und flotte.

Deer und flotte. Deer und flotte. Deer und flotte.



Sonntagsblatt

Wöchentlich erscheinende
illustrierte
belletristische
Unterhaltungs-
Beilage.

Du klagest auch, o Freund, nicht recht mit dem zufrieden,
Was dir in deinem Kreis zu wirken war beschieden.
Noh! freilich anders siehst du das Gewirkte jetzt,
Als da du Mut und Kraft zuerst ans Werk gesetzt.
Wer ist zufrieden denn? Dich tröf! es immerhin,
Ich bin zufrieden, daß ich nicht zufrieden bin.
Zufrieden bin ich nicht mit dem, was ich getan,
Zufrieden nur damit, zu tun, soviel ich kann.



Ein Opfer.

(3. Fortsetzung.)

Erzählung von Heinrich Köhler.

Und doch! Wie ging es zu, daß seine Worte sie mit einem Glücksgefühl erfüllten, vor dem alles andere zurücktrat, das ihr teurer war als ihr Leben, das sie mit jedem Opfer zu bezahlen bereit war? War es die elementare Macht eines ihr bestimmten Schicksals, dem sie sich unterwerfen mußte, weil es kein Auflehnen, keinen Willen, kein Entrinnen dagegen gibt?

Sie sah durch den Tränenschleier zu dem Manne auf, dessen Gesicht in ängstlicher Frage auf sie gerichtet war. Er fragte nicht, ob sie ihn liebe, denn er erwartete kein Geständnis von ihr. Aber er mochte aus ihrem Blick wohl eine Beruhigung lesen, ein Vertrauen, das sich über das Herkömmliche fortsetzen wollte. War es die Einsicht, daß sie ihn nicht verlassen durfte, weil er ohne den Sonnenstrahl verkümmert wäre? Die Sophismen des Herzens sind ja immer stärker als alle sogenannte Vernunft.

Das Gewitter war vorüber, und die beiden sahen in einiger Entfernung mehrere Leute auf die Grotte zukommen. Es waren Bedienstete aus dem Schlosse, die man von dort abgesandt hatte, um die Verirrten aufzusuchen. Nicht weit davon wartete ein Wagen, und Schloß Rotenborn war bald erreicht.

Der Baron schien eine Ahnung von dem zu haben, was sich zugetragen hatte, denn er beobachtete Meta scharf. Auch ihn heunruhigte die Eifersucht. Seine Galanterien gegen Meta grenzten jetzt manchmal an Sarkasmen. Da er das junge Mädchen, mit dem er anfänglich vielleicht nur eine Tändelei beabsichtigte, aufrichtig lieb gewonnen, so war seine Lage nicht beneidenswert, denn sie wich ihm sichtlich aus.

Eines Abends hatten die Bewohner des Schlosses mit ihren Gästen den Tee auf der Terrasse getrunken. In zwang-

loser Unterhaltung beisammensitzend, scherzten und lachten die Damen, während die Herren ihre Zigarren rauchten. Man wollte den Aufgang des Mondes erwarten, den man von dieser Stelle aus besonders gut beobachten konnte. Metas Stimmung befand sich, so viel Mühe sie sich auch gab, nicht mit der heiteren der anderen im Einklang. Leise und unbemerkt, wie sie glaubte, war sie die Stufen der Terrasse hinabgestiegen und verlor sich in die dunklen Partien des Parkes. Plötzlich sah sie den Freiherrn neben sich. Er reichte ihr stumm den Arm und sie gingen eine Weile auf und ab, ohne daß eines von ihnen ein Wort sprach.

Meta fand dies ganz selbstverständlich, was sollten sie sich auch sagen? Das Eine, was sie völlig beherrschte, durfte nicht erwähnt werden, und sie verstanden sich, auch ohne daß Worte zwischen ihnen gewechselt wurden.

Als sie bald darauf sich wieder auf der Terrasse einfanden, hatte sich der Mond bereits in seinem vollen Glanze erhoben.

„Ah, da sind Sie ja, gnädiges Fräulein!“ rief der Baron, als er Meta ankommen sah. „Diese weiße Spitzenbluse steht Ihnen viel besser als das schwarze Kleid. Sie leuchtet schon von weitem aus dem Dunkeln, zum Versteckspielen eignet sie sich nicht.“

Dann den Freiherrn bemerkend, der soeben hinter dem Gebüsch hervortrat, setzte er verbindlich hinzu:

„Ah, da ist ja auch Herr von Rotenborn!“

Sich noch einmal dem jungen Mädchen zuwendend, flüsterte er ihr ins Ohr: „Ja, wahrhaftig, manchmal ist eine schwarze Bluse vorzuziehen.“

„Ich werde Ihren verständigen Rat beherzigen, wenn mir



Bernhard Baumeister.

Eine sehr vergnügliche Kunde kommt aus Wien. Der ehrwürdige Senior der Wiener Schauspieler, der 84 Jahre alte Bernhard Baumeister, durfte dieser Tage noch einmal — Vaterfreuden erleben. Seine Gemahlin wurde vor kurzem von einem munteren Knaben entbunden.

die Gelegenheit dazu gekommen scheint," antwortete Meta kühl.

Sie trat schnell ins Haus und ließ auf ihrem Zimmer ihren Tränen freien Lauf.

4.

Am 10. Juni war der Geburtstag des Freiherrn und er den ganzen Tag über durch die Glückwünsche der Pächter, Nachbarn und Grundbesitzer der Umgegend so in Anspruch genommen, daß Meta keine Gelegenheit fand, ein Wort mit ihm zu wechseln. Am Abend erwartete man eine große Anzahl Gäste im Schlosse zum Diner.

Nachdem sich Meta zu dem Zwecke festlich angekleidet hatte, ging sie ins Atelier hinunter. Sie hoffte den Freiherrn hier zu finden und ihre Glückwünsche anbringen zu können; aber niemand befand sich in dem Raume. Zunächst betrachtete sie die Büste, die Helmut von ihr angefertigt hatte, und die beinahe vollendet war, dann hob sie leise die Portiere, die ein kleines Nebenzimmer abschloß, in welchem der Freiherr nach der Arbeit sich ausruhte und die eingegangenen Zeitungen und Briefe las. Es war ein echt künstlerhaft ausgestatteter, halbrunder Raum mit kostbaren Gobelins und alten Damastportieren auf Goldgrund. Die große Balkontür, die nach der Freitreppe hinausführte, hätte das Licht zu aufdringlich hereinfallen lassen, wenn es nicht durch seidene Stores abgedämpft worden wäre.

Wenn der Freiherr auch nicht anwesend war, so erinnerte doch alles hier an seine Person. Meta ging langsam durch das Zimmer, hier und da einen Gegenstand berührend oder in einem Buche blättern, das ihm gehörte. Ein mächtiger venetianischer Spiegel, der vom Fußboden bis zur Decke reichte, schmückte die eine der Wände. Unwillkürlich blieb sie davor stehen. Wie verändert sie sich heute darin vorkam! War das junge Mädchen mit den strahlenden Augen, den Grübchen in den Wangen und dem glücklichen Ausdruck im Gesicht die ernste, insichgekehrte Meta? Zum erstenmal im Leben betrachtete sie ihr Äußeres mit einem tieferen Interesse. Sie hatte ihre Musterung noch nicht beendet, als ein andres Gesicht neben dem ihren auftauchte. Es war dasjenige des Freiherrn. Der dicke Smyrnaeteppich hatte das Geräusch seiner Tritte gedämpft, so daß sie seinen Eintritt überhörte.

Meta wandte sich hastig um, tief errötend streckte sie ihm die Hand entgegen:

„Ich gratuliere — gratuliere von Herzen!“ stammelte sie verwirrt.

Er ergriff ihre beiden Hände und drückte sie an seine Brust.

„Ich danke Ihnen, Meta,“ sagte er dann leise, ihre Hand an seine Lippen führend.

Darauf näherte er sich einer der großen Majolikavasen, in denen Teerosen und wundervoller weißer Flieder dufteten, nahm eine der Rosen und ein Myrtenstielchen und befestigte sie in dem Haar des jungen Mädchens.

Ein langer Blick aus seinen Augen, der eben so schmerzlich als leidenschaftlich war, traf sie dabei. Gleich darauf hatte Meta das Zimmer verlassen.

An der Tür des Salons begegnete ihr der Baron. Er stieß einen Ausruf der Überraschung aus.

„Ganz in Weiß, gnädiges Fräulein!“ rief er, sie forschend ansehend. „Das ist ja überraschend! Welche prächtige Erscheinung! Die reine Vestalin!“

Sein Blick fiel auf die Rose und den Myrtenzweig in ihren Haaren.

„Eine gekrönte Vestalin — gekrönt durch die Liebe!“ fügte er, sich tief vor ihr verneigend, hinzu. — — —

Am nächsten Tage bat Alice ihren Gatten, sie nach der Ruine Walsried, für deren herrliche Lage die junge Frau sehr begeistert war, zu begleiten.

„Ich verstehe dich nicht, Kind, wir haben ja erst vor kurzem einen Ausflug dorthin gemacht,“ entgegnete der Freiherr etwas ungeduldig.

„Das drohende Unwetter an jenem Tage hat uns aber verhindert, alle schönen Punkte aufzusuchen,“ warf Alice ein.

„Ich kann dich heute unmöglich begleiten, ich habe wichtige Geschäfte vor.“

„Ich stehe Ihnen gern zu Diensten, gnädige Frau,“ fiel Herr von Brandhorst dem Freiherrn ins Wort.

„Bei der heißen Temperatur ist es nicht ausgeschlossen, daß es heute wieder ein Unwetter gibt, Alice, es kann also wohl nicht die Rede davon sein, diesen weiten Ausflug zu unternehmen,“ sagte der Freiherr noch.

Darauf ließ man diesen Gegenstand des Gesprächs fallen.

Die Familie des Pastors in Bergholz, mit dem die freiherrliche Familie wegen Ausübung der Wohltätigkeit in ziemlich nahen Beziehungen stand, hatte Meta an diesem Nachmittage zum Kaffee eingeladen, und das junge Mädchen ging zu Fuß nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe. Der schattige Waldweg bildete an dem schwülen Nachmittage einen angenehmen Spaziergang, und die Stunden flossen in Gesellschaft der jungen, liebenswürdigen Pastorsfrau überraschend schnell dahin.

Als Meta eben im Begriff war, sich von dem Pastor zu verabschieden, und zu diesem Zweck dessen Studierzimmer aufsuchte, hörte man durch die halb offene Tür desselben ein lebhaftes Gespräch.

Beim Eintritt in das Zimmer befanden sich die beiden Damen dem Freiherrn gegenüber. Nach der Begrüßung durch die junge Frau wandte sich dieser an Meta.

„Es ist ein Gewitter im Anzuge, Fräulein von Reinte,“ sagte er so unbefangen wie möglich, „und ich wollte Sie nicht gern den weiten Weg allein gehen lassen. Kommen Sie schnell, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Und in der Tat hatten sie kaum den Wald hinter sich gelassen, als das Unwetter mit voller Heftigkeit losbrach, so daß sie in aller Eile das Schloß zu erreichen suchten. Kaum waren sie dort angekommen, da näherte sich im Vestibül dem Freiherrn ein Diener mit einer Meldung. Im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen, hörte Meta deutlich die Namen des Barons und der Frau von Rotenborn nennen. Es war von der Ruine Walsried die Rede. Das junge Mädchen erriet sogleich, daß Alice, trotz der Warnung ihres Gatten, mit dem Baron den Ausflug unternommen hatte. Ein zorniger Ausruf entfuhr dem Freiherrn.

„Wie konnte man nur so töricht sein, an einem so schwülen Tage eine solche Partie zu unternehmen! Und allein mit dem Baron, der die Gegend so wenig kennt!“ rief er unruhig.

Er ging einige Male aufgeregt hin und her.

„Bei dem Unwetter ist der Weg durch den Wald geradezu lebensgefährlich,“ fuhr er fort. „Lassen Sie sofort anspannen, Karl, ich will ihnen entgegenfahren.“

Als er eben in kurzem Ton diesen Befehl gegeben hatte, zuckte ein greller Blitz hernieder, dem unmittelbar ein trachender Donnerschlag folgte, so daß die hohen, kirchenartigen Fenster des Vorflurs davon erbeben. Einer von den alten Bäumen des Parks war von dem Blitz mitten auseinander gespalten worden.

Meta war bestürzt die wenigen Stufen wieder hinabgestiegen und auf den Freiherrn zugeeilt.

„Ich beschwöre Sie, gehen Sie nicht!“ bat sie leise.

Aber er wies sie fast brüsk von sich.

„Lassen Sie mich!“ entgegnete er in bestimmtem Ton, der keine Einwendung zuließ. „Alice ist in Gefahr, ich muß ihr zu Hilfe kommen, das ist meine Pflicht!“

Nach diesen Worten eilte er von ihr fort.

Wie die herniederzukommenden Blitze draußen die Gegend, so erschellten die wenigen Worte das Dunkel, welches das Innere dieser Mädchenseele bisher umlagert hatte. Ja, er mußte Alice zu Hilfe kommen, daran konnte und durfte ihn nichts verhindern, auch nicht seine Liebe für sie. Er tat nur seine Pflicht, denn Alice war seine Frau. Und sie selbst, was war sie, welche Stellung nahm sie hier im Hause ein, in das man

sie großmütig ausgenommen hatte, um ihr einen Unterschluß zu gewähren? Sie wollte diese Gastfreundschaft dazu benutzen, einer Frau, die sich ihr wie eine liebevolle Schwester gezeigt hatte, den Gatten zu rauben, denn hatte sie bisher ernsthafte Anstrengungen gemacht, diese strafbare Liebe in sich zu ersticken? Raum Gewissensbisse hatte sie empfunden, sondern das Glücksgefühl hatte in ihr immer wieder die Oberhand behalten. Jetzt, da die Erkenntnis ihrer Lage klar und deutlich über sie gekommen war, konnte sie ihre frühere Blindheit kaum begreifen und verhehlte sich nicht, daß sie an einem Abgrund gewandelt oder ein großes Unrecht zu begehen im Begriffe war.

Seine Frau! Ja, er hatte eine Frau, das Teuerste und Heiligste, was ein Mann haben kann! Das wußte sie zwar schon lange, aber es hatte für sie nicht die Bedeutung gehabt, die es in dieser Stunde für sie gewann. Alice war und blieb gelehrt und rechtmäßig Helmut's Frau, mochte er sie lieben oder nicht, und sie selbst, was konnte sie ihm also sein?

Die Bitterkeit und Wahrheit dieses Gedankens schmetterte sie vollständig danieder und beschämte sie tief. Soeben erst hatte er sie mit den Worten entlassen: „Es ist meine Pflicht!“ und sie mußte davor zurücktreten und ihr sonst so stolzes Haupt unter der Wucht dieser Wahrheit beugen. Wenn die Leidenschaft für sie ihn so weit treiben würde, ihretwegen seine Frau zu verlassen, dann würde die Welt sie mit Vorwürfen belasten und der Fluch der Verrätherin sie verfolgen. Konnte, durfte sie es dahin kommen lassen?

Wie der Gewittersturm draußen, so brauste auch in Metas Innern ein Sturm. Fieberhaft aufgereggt, ging sie unablässig im Zimmer auf und ab und versuchte ihre Gedanken zu sammeln. Denn sie sagte sich, daß sie einen festen Entschluß fassen müsse und fühlte sich doch nicht imstande dazu.

In ihrer überreizten Phantasie malten sich ihr die Folgen ihres Verhaltens in immer schrecklicherem Lichte. Sie glaubte das Unglück, welches daraus entstehen mußte, den Schmerz, die Schande schon deutlich voraus zu sehen.

„Nein, nein,“ rief es in ihrem Innern, „ich will das Leid allein auf mich nehmen, tausendmal besser, allein leiden, als schuldbeladen andere mit hineinziehen. Noch ist es Zeit, ich

will fortgehen von hier, so weit als möglich, ohne eine Spur zu hinterlassen!“

Das Gemitter hatte inzwischen nachgelassen, und nur der Regen rauschte noch hernieder. Nach einer guten Viertelstunde hörte man Peitschengetrappel und Pferdegetrappel im Hofe. Die Herrschaften waren glücklich angelangt. In dem dumpfen Hinbrüten, in welches Meta nach der großen Aufregung verfallen war, unterschied sie die sonore Stimme des Freiherrn, der auf der Terrasse mit dem Baron sprach.

Diese Stimme riß sie aus ihrer schmerzlichen Betäubung. Die Liebe zu ihm erhob sich von neuem mit verzweifelter Kraft in ihrem Herzen und kämpfte einen heißen Kampf mit ihrem Gewissen. Sie wurde wieder wankelmütig, und es regten sich Zweifel in ihr, ob diese Frau, die es nicht verstanden hatte, die Liebe ihres Mannes zu gewinnen, das schwere Opfer ihres Fortgehens und damit ihrer Entsagung verdiente. Vielleicht würde sie gar keinen tieferen Schmerz oder gar Verzweiflung empfinden, wenn sie ihn verlor! Und sie selbst, Meta, hatte sie denn nicht auch ein Recht auf einen Anteil von Lebensglück? Alice war von Kindheit an von Zärtlichkeit und Liebe umgeben gewesen, während sie selbst immer nur geduldet hatte, obgleich ihr Herz nach Zärtlichkeit und Verständnis schrie.

Welcher Weg war in diesem Dilemma der richtige? Standen die Rechte des Herzens nicht höher als die bloß äußerliche Form? Es war ihr, als ob eine Stimme ihr ins Ohr raunte: „Der Weg der Ehre und der Pflicht ist der einzig richtige!“

Aber so groß und feierlich dies klingen mochte, so selbstverständlich vielleicht für einen Unbeteiligten, in ihrem Herzen wollte diese Mahnung nicht sich befestigen, wenn sie an den Mann dachte, nach dessen Liebe ihr Herz mit jeder Faser lechzte, und dem sie selbst viel höher galt als die Frau, an welche nur die Pflicht ihn band.

Sie legte sich endlich zur Ruhe nieder, aber es kam kein Schlaf in dieser Nacht in ihre Augen. Als der erste Schimmer des Morgenrots den Horizont erhellte, hatte sie ihren Entschluß gefaßt. (Fortsetzung folgt.)

Das Freibillett.

Skizze von Barend Canter. Autor. Übersetzung aus dem Holländischen von Dina Canter-Berlin.

Seine Frau hatte sich schon beklagt, daß der Winter vorübergehe, ohne daß sie etwas gesehen habe. Sie sei nicht im Theater, nicht im Konzert, nicht im Zirkus, nicht in der Oper gewesen . . . nichts hätte sie gesehen. Sie schäme sich, wenn in einer Gesellschaft über Ausgehen gesprochen werde. Die Freundinnen fragten natürlich absichtlich, ob sie hier oder dort gewesen sei und ob sie dies nicht gesehen hätte und wie sie jenes hätte versäumen können. Woher sollte man immer die Entschuldigungen nehmen, oder sollte sie etwa sagen, daß es zu teuer wäre, daß ihr Mann zu wenig verdiente — das würde er doch auch nicht wollen.

„Um Gotteswillen, nein, sage das nicht. Dann werden wir sehr schnell über die Achsel angesehen und zählen nicht mehr mit,“ antwortete er.

„Und das nächste Mal sage ich es doch . . . ich habe genug von dieser falschen Vornehmheit . . .“

Durch diese Drohung beunruhigt, hatte er seine liebe Frau zu trösten versucht, indem er sie in das „Welt-Panorama“ mitnahm, eine Einrichtung, in der man, für zwanzig Pfennige die Person, an einer Reise durch Italien vermittelt von Stereoskopen, teilnehmen konnte. Doch als sie in einer Gesellschaft mit dieser italienischen Reise prahlen wollte, war die liebe Gastgeberin so grausam, zu sagen, daß sie ihre beiden Tungen auch auf diese eingebildete Reise geschickt hätte. Es wäre sicher die zwanzig Pfennige wert und die Hauptsache sei, daß sie die Betzels den ganzen Nachmittag los sei.

Als Christine nach Hause kam, weinte sie.

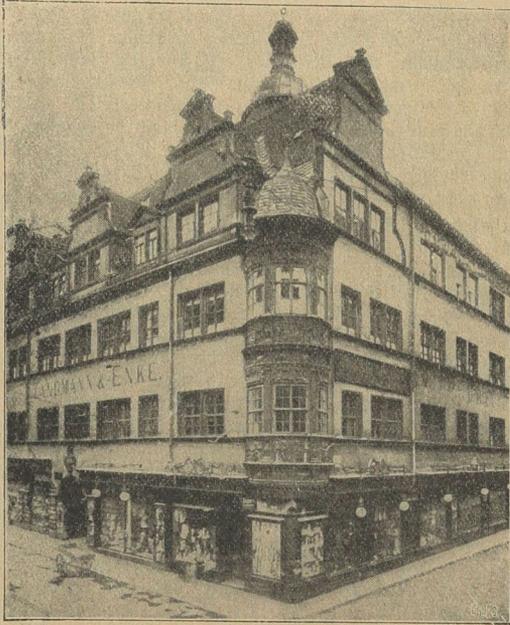
„Du mit deiner italienischen Reise! Haft du nicht gemerkt, wie alle Menschen uns ausgelacht haben? Aber das Eine sag' ich dir . . . ich gehe nirgends mehr hin, bevor ich nicht in der Oper gewesen bin.“

Und Christine hielt Wort. Sie war nicht mehr dazu zu bewegen, am Sonntag nachmittag auch nur einen Besuch zu machen, obwohl sie das sehr nötig hatten wegen der Bekanntschaften, die ihm für seine Lebensversicherungs-Agentur von Nutzen sein konnten. Denn wenn man nicht unter Menschen geht, hört man nichts, und wenn man nichts hört, so ist die Gelegenheit, Versicherungen abzuschließen, sehr gering.

Da brachte der Zufall ihm die Bekanntschaft mit Valentin, dem lyrischen Tenor der Oper! Er wollte sich versichern lassen: Everhard de Bries brachte ihm die Tarife und der Tenor versprach, ihm in einigen Wochen Bescheid zu geben. Als er das enttäuschte Gesicht des Agenten sah, fragte er: „Apropos, kann ich Ihnen mit ein paar Freibillets zu Montag Abend dienen . . . wir geben Lammhäufer . . .“

„Wenn es nicht zuviel verlangt ist . . .“
„Durchaus nicht, durchaus nicht . . . hier haben sie zwei Plätze für den ersten Rang . . . nach Schluß der Vorstellung hoffe ich Sie noch zu sehen. Ich trinke mein Glas Pilsener immer im Grand Cafe.“

Everhard de Bries war ganz benommen von dem Glück, das ihn da auf einmal übertrömte. Zwei Plätze im ersten Rang . . . die abends an der Kasse mindestens fünf Gulden kosten würden, das Aufgeld noch nicht mitgerechnet.

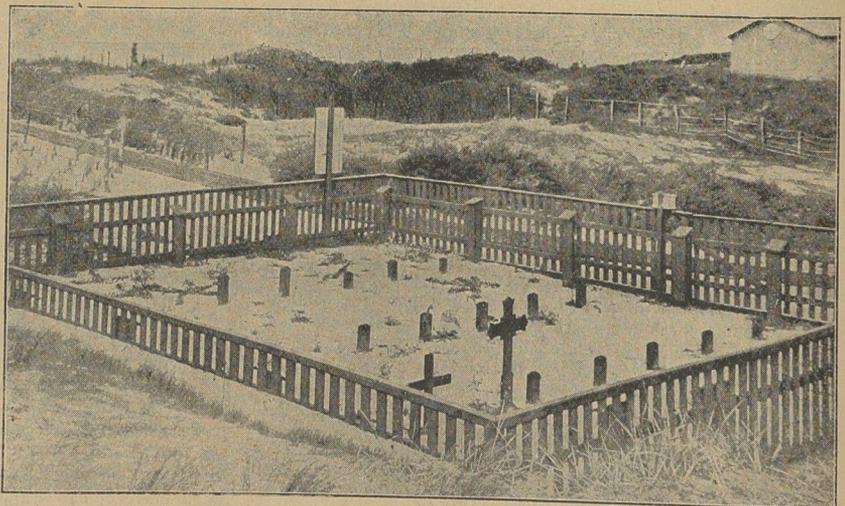


Das Leipziger Fürstenhaus.

Eines der schönsten und ältesten Renaissance-Gebäude der Stadt Leipzig wird jetzt umgebaut. Das Fürstenhaus ist Eigentum der Universität und wurde im Jahre 1558 erbaut. Der Umbau soll sich streng an den Stil des Hauses anlegen, so daß zu hoffen ist, daß das schöne Leipziger Renaissance-Haus in seiner Eigenart erhalten bleibt.

Christine konnte ihr Glück auch gar nicht fassen; um es würdig zu feiern, gab es mittags Kalbskoteletts, das Lieblingsgericht Eberhards. Des Abends beim Tee überlegten sie, wie sie ihr Glück am meisten genießen würden — die Vorstellung war keineswegs die Hauptsache. Aber danach mit Valentin und den anderen Mitgliedern der Oper ein Glas Pilsner zu trinken — ferner sich bei den lieben Bekannten etwas darauf zugute zu tun, daß man „Tannhäuser“ gehört habe, und zwar vom ersten Rang aus, — und schließlich so im Laufe des Gesprächs Einzelheiten zum Besten zu geben aus dem intimen Verkehr mit niemand geringerm als Valentin, dem Tenor! Das war ein Triumph.

Ihr Namenlosen im weißen Sand,
Den Nordseewagen umbranden,
Wie kommt ihr hier an diesen Strand,
Aus welchen fernen Landen? —
Dem Meer hattet ihr euch anvertraut,
Zur Heimat kehret ihr nimmer,
Um euch ist manches Haupt ergaut,
Verhohlen seid ihr auf immer!
Und floß auch keine Träne hier,
Erdönte kein Trauergefang,
Steh'n doch in stummem Schauen wir,
Bedrückt ist das Herz und bang!
Doch ruht ihr! — vielleicht manch' herbes Los
Wär' sonst euch auf Erden beschieden.
Vom Meer umtost, in der Düne Schoß,
Ruht heimatlos — aber in Frieden.



Der Friedhof der Heimatlosen auf der Düne vor Helgoland.

„Siehst du, Eberhard, du hast deinen schönen Salonrock und die helle Hose . . . Deine weiße Weste werde ich dir auch noch plätten,“ sagte Christine.

Er machte ein sparsames Gesicht.

„Aber weißt du, ich muß sowieso eine weiße Bluse zum Ausgehen haben . . . Ich werde sie mir selbst machen . . . von weißen Spitzen auf Satin und einen Einsatz von gekreuzten Atlasbändchen — das ist modern, und die Einsätze kann man fertig kaufen . . .“

„Kannst du deine rote Bluse nicht anziehen, die kleidete dich immer so gut . . .“

„Das ist lächerlich . . . eine Wollbluse, wenn man im ersten Rang sitzt! Alles muß doch nach der Art sein. Du weißt überhaupt nicht, wie billig ich bin — andere Frauen tragen Toiletten, die hundert Gulden und mehr kosten.“

„Willst du dir vielleicht aus Paris eine Toilette kommen lassen?“ fragte er bitter.

„Übertreibe doch nicht so, — ich verlange doch nur Geld für eine einfache Bluse und für einen Hut . . .“

„Du vergißt die Schuhe,“ warf er ironisch ein.

„Ja, du hast recht,“ antwortete sie, die Ironie absichtlich nicht verstehend, . . . ein Paar Schuhe. Aber von guter Qualität müssen sie sein, schlechte Schuhe, das ist weggeworfenes Geld, . . . wo wir doch umsonst in die Oper geh'n, können wir das Geld dafür ausgeben, es muß eben dafür reichen . . . sonst kannst du allein gehen.“

Er protestierte noch ein wenig, probierte, böse fortzulaufen, überlegte sich aber auf der Straße, daß ihn solche Fälle immer doppeltes Geld kosten, weil dann seine Frau am anderen Tage krank war, den Doktor holen ließ, den Apotheker in Nahrung setzte, nicht kochte . . . und sich erholte. Darum ging er schnell zurück und opferte einen Reichstaler auf dem Altar des häuslichen Friedens.

„Das reicht gerade für die Spitze . . . die Schuhe gehen wir zusammen kaufen, nicht wahr? Und den Hut . . . der kostet ja fast gar nichts, . . . eine Tassen und ein paar Federn, das Band nehme ich von dem alten Hut ab.“

Gegen abend gingen sie zusammen Einkäufe machen. Jedes Stück war eine Eroberung von Christine. Die Federn erforderten das größte diplomatische Talent. Er hatte gefragt, ob es keine Hahnenfedern sein könnten.

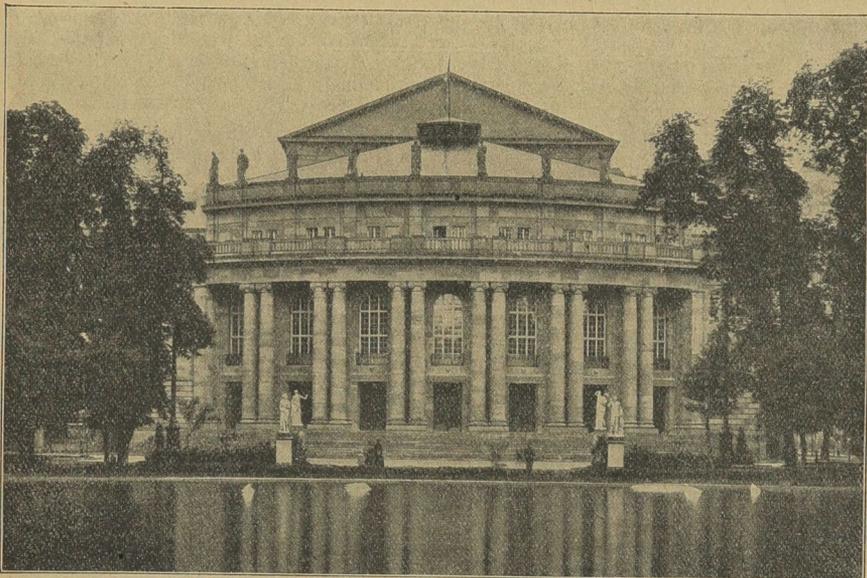
„Wenn sie schön sind, warum nicht,“ antwortete sie.

„So kaufe doch einen jungen Suppenhahn auf dem Markt, dann hast du die Federn und obendrein haben wir noch ein feines Mittagessen.“

Sie war einverstanden, und er brachte Sonnabend einen jungen Hahn vom Markt mit, der einen schönen Veraglierer-Busch als Schwanz aufweisen konnte. Und obwohl Eberhard

Ein neuer Frauenberuf: Die Hauschwester.

In Pantow-Berlin besteht seit kurzem ein Hauschwesterverein, eine eigenartige Gemeinschaft, die sich die Ausbildung junger Mädchen im Haushalt und in der Kinderpflege zur Aufgabe macht. Dieser Verein verfolgt neue Ziele, insofern, als er mit seinen Hauschwestern für den gesunden Teil der Menschheit das zu erreichen sucht, was die Krankenschwester für die kranke Menschheit erstrebt. Die jungen Mädchen, welche Schwesterntracht tragen, werden im Geist dienender Hilfsbereitschaft herangebildet und dürften diese gebildeten Hauschwestern bei der Not an tüchtigen hilfreichen Mitarbeiterinnen im Haushalt bald gern gesehen sein. Unser Bild zeigt: Die Hauschwestern bei einem Einkauf auf dem Markt.

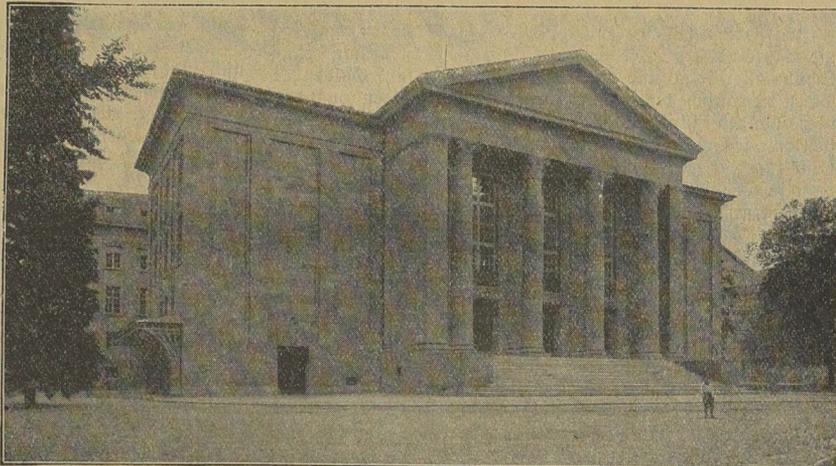


Die neuen Hoftheater in Stuttgart: Die Hauptfassade des „großen“ Hauses.

eigentlich seit zwei Tagen kein ordentliches Heim mehr hatte — Christine saß an der Nähmaschine, überall lagen Schnitzel, Stednadeln und Zwirnsfäden herum und sie selbst war abends todmüde — fühlte er sich doch Sonntag mittag, bei der herrlichen Suppe, dem aufgebratenen Hähnchen mit geschmorten Birnen, sehr glücklich; jedenfalls war er sehr zufrieden, daß auch er seinen Teil an dem neuen Gut seiner lieben Frau hatte. Sie dagegen pries seine praktische Überlegungsgabe, sprach mit ihm über die Aussicht, Valentin zum Abschluß einer

Das neue Stuttgarter Hoftheater

wurde vor kurzem feierlich eröffnet. Der prächtig am Schlosspark gelegene Doppelbau ist erbaut von Professor Max Littmann; er enthält ein großes und ein kleines Theater, die beide für Drama und Oper bestimmt sind. Im großen Haus, das 1400 Zuschauer faßt, ist das Orchester versetzt und mit einem Wagner-Schirm versehen; eine Verkürzung der Pausen wurde durch die Einrichtung von Seitenbühnen erreicht. Der Zuschauerraum macht in beiden Häusern einen prachtvoll-ruhigen Eindruck. Auch die übrigen Einrichtungen des als Ersatz für das abgebrannte errichteten Hoftheaters sind zum größeren Teil vorbildlich. Der Bau ist ein Schmuck der schwäbischen Residenz.



Die neuen Hoftheater in Stuttgart: Die Hauptfassade des „kleinen“ Hauses.

London
ich dir
se zum
n . . .
von ge
Einsätze
kleidete
an im
n. Du
Frauen
kommen
ur Geld
nichtig
n guter
ggewor
er gef'n,
dafür
ulaufen,
immer
en Tage
Lahrung
r schnell
s häus-
e gehen
. der
paar
machen.
Jeden
atte ge-
Markt,
och ein
d einen
aglere-
werhard



Lebensversicherung zu bewegen und versprach auch, ihrerseits abends beim Pilsner ein Wörtchen mitzusprechen, und so war er auch Sonntags abends in zufriedenster Laune.

Am Montag war er den ganzen Tag unruhig und konnte nicht arbeiten. Aber als er des Abends seine Christine sah, war er ganz begeistert. Sie sah aus wie eine vornehme Dame. „Die Bluse ist zwanzig Gulden im Geschäft wert . . . und der Hut . . . schick, sage ich dir, sehr schick mit den Hahnenfedern . . . der wird Aufsehen machen im Theater.“

„Im Theater nicht . . . man muß doch den Hut abnehmen im ersten Rang, . . . aber später im Restaurant . . .“

„Beim Pilsner!“ sagte er mit Nachdruck, um gleich von vornherein allen Restaurationsplänen ihrerseits einen Riegel vorzuschieben.

„Es würde doch sehr schick sein, wenn wir eine Drochke nähmen . . . auch für deinen Kredit wäre das von Vorteil.“ „Dann sehen doch die Menschen deine neuen Schuhe nicht,“ wehrte er geschickt ab.

„Das ist wahr . . .“ Sie sah sich ihre hübschen Chevreau-Knopfstiefel an und nahm von einer Drochke Abstand.

Als ihnen vom Kontrolleur die Billets abgenommen waren und er noch die zwei grünen Überbleibsel davon in der Hand hielt, lag es ihm auf den Lippen, übermütig auszurufen: fünf Gulden gesparr! Aber Christine ging schon zur Garderobe und gab Hut und Mantel ab . . . und Everhard mußte zwanzig Cent dafür niederlegen. Das wären also nur noch vier Gulden achtzig, stellte er fest. Ein Programm mußte natürlich auch noch sein. Vier Gulden siebenzig, rechnete er so laut, daß der Programmverkäufer sich um fünf Cent irrte . . . natürlich zu Everhards Nachteil. Aber dabei würde es nun doch wohl bleiben, und es hatte eine angenehme Wirkung auf seine Phantasie, als Christine sagte:

„Jetzt werden wir gleich unseren zukünftigen Kunden singen hören.“

Everhard machte sich nichts aus der Oper. Am liebsten sah er ein etwas freies Lustspiel oder eine Operette mit einer Travesti-Rolle. Wagnersche Musik genoß er noch am meisten, wenn er sie vom Orchestrion oder Phonograph gespielt hörte, — wenn man Gelegenheit hat, neben der Musik auch die Mechanik und die menschliche Intelligenz zu bewundern. So hörte er nur halb zu und berechnete in Gedanken von dem Augenblick an, wo Valentin auf der Bühne erschien, Tarife. Er schätzte sein Alter, schloß aus der breiten Brust und der kräftigen Stimme darauf, daß der Versicherungsarzt ihn gewiß für gesund befindend würde, und überlegte, was er ihm sagen wird, um ihn zu „leimen“.

So ging der Inhalt des Musikdramas für ihn verloren. Doch dazu hatte er ja seine Christine . . . die war ganz dabei. Nein, seine Frau war wirklich ein Juwel; sie hatte zwar ihren eigenen Kopf, der aber diesmal doch das Richtige getroffen hatte. Würde jemand, der sie so sah, sagen, daß das alles beieinander drei Gulden fünfzig gekostet hat, ohne Schuhe allerdings, und nachher mit dem Hut fünf Gulden . . . Ganz mechanisch rechnend zog er die fünf Gulden von den vier Gulden fünfundzwanzig ab . . . und mit Schreden stellte er fest, daß er auf die Freibillets schon fünfunddreißig Cent zugelegt hatte, ohne die Schuhe! Nun ja . . . dafür sah man ja auch im ersten Rang in der Oper . . . teuer war es trotzdem nicht . . . und dann hatte er ja auch Suppe und gebratenes Hähnchen gegessen. Und in der Pause wandelte er auf und nieder mit seiner hübschen Frau, die schick und jugendlich, wie eine Pariserin, in der weißen Spitzenbluse ausah. Da nahm Christine die Gelegenheit wahr, als er sie, natürlich nur der Form halber, fragte:

„Kind, willst du etwas genießen . . .?“

„Ein Gläschen Orangeade,“ sagte sie und nahm es gleichzeitig von dem Tablett, das der Kellner ihnen vorhielt.

„Und mir geben Sie ein Glas Bier,“ sagte er mit dem Gefühl eines Menschen, der sowieso finanziell zugrunde gerichtet ist. „Was kostet das?“

„Die Dame eine Orange, fünfundsiebzig, ein Pilsner dreißig . . . Eins-fünf, mein Herr!“

„Was sagen Sie, das bißchen kostet fünfundsiebzig Cent?“

„Im Foyer, ja, mein Herr.“

Er legte einen Gulden auf das Tablett und danach noch sehr träge zehn Cent. Der Kellner sagte nicht einmal das übliche „Danke bestens“. — Christine bot ihm ihr Glas an: „Koste mal, das schmeckt herrlich frisch.“

„Soll's vielleicht für fünfundsiebzig Cent auch noch schlecht sein?“ antwortete er mürrisch.

Er schob ihr Glas zurück, doch bereute er es gleich darauf, denn er hatte so etwas noch nie getrunken. „Wenn's dir zuviel ist, so gib's her . . .“ und er trank den Rest schlürfend aus, damit nichts von dem teuren Getränk verloren ginge.

„Wenn du das gut nennst . . . Ingwerbier schmeckt noch feiner . . . und das kostet fünfundsiebzig Cent! 's der reine Diebstahl!“

Nach der Pause hatte er überhaupt den rechten Genuß von der Vorstellung nicht mehr. Er rechnete wieder: Ein Gulden zehn, das sind sechzig Cent die Person. Mit noch vierzig Cent dazu hätten sie auch ohne Freibillett auf einen billigeren Platz in die Oper gehen können und dann hätte Christine nicht ein ganzes Pariser Modemagazin leer zu kaufen brauchen. Und was jetzt noch kommen würde. Nachher noch für jeden ein Glas Bier. Wer weiß, vielleicht gehörte Valentin auch zu den Leuten, die sich freihalten lassen . . . Um das zu verhindern, steckte er sein Portemonnaie schon jetzt in die hinterste Tasche seines Gehrocks, damit er beim Bezahlen im Café solange suchen mußte, bis Valentin ihm zuvorgekommen war.

Nach Schluß der Vorstellung gingen sie ins Grand Café und setzten sich an ein Tischchen, um auf Valentin zu warten. Sie tranken nun sehr bescheiden jeder ein Glas Gerstebier. Aber als Valentin immer noch nicht erschien, bestellte Everhard noch einen „Schnitt“.

„Schnitt gibt es hier nicht,“ antwortete der Kellner.

„Na dann ein Ganzes, aber bitte nicht soviel Schaum,“ bestellte Everhard.

„Mir auch noch eins, Mann . . .“

„Ein Bier, Kellner,“ bestellte Everhard nachdrücklich, und zu seiner Frau sagte er: „Du kannst aus meinem Glase mittrinken.“

„Wie sieht denn das aus, wenn Valentin kommt!“

„Also zwei Bier!“

Der Kellner verschwand mit einem Lächeln; er wußte die Menschen zu taxieren. Aber auch die neuen Gläser waren bald leer, und Valentin kam immer noch nicht.

„Am besten wär's, wir bestellten ein Souper,“ meinte Christine.

„Mit oder ohne Champagner?“

Sie zuckte die Achseln. „Wenn du doch einen guten Kunden erwartest . . .“

„Wer sagt mir, daß er mein Kunde werden wird . . .“ „Na, wenn er bei uns am Tische sitzt, kann er sich doch nicht wehren.“

Das schmeichelte ihm und er gab nach.

„Kellner, rief er, „eine illustrierte Gurke . . .“

„Ist das dein Souper?“ fragte Christine ernüchert.

„Zu Hause haben wir doch noch kalten Hahn von gestern, nicht wahr?“

„Du willst wohl gleich einen ganzen Monat von so einem armseligen Hahn essen?“ meinte sie wütend.

Einsilbig wurde die illustrierte Gurke verzehrt . . . jeder nahm die Hälfte, ehrlich geteilt. Als Valentin noch immer nicht kam, gingen sie endlich nach Hause.

„Es war doch eine schöne Vorstellung,“ sagte Christine unterwegs tröstend. „Geh' morgen zu ihm . . . sprich mit ihm. Vielleicht bekommst du wieder ein paar Freibillets . . .“

„Freibillets? Wie nennst du die Dinger, . . . weißt du, was mich deine Freibillets gekostet haben? Nahezu zehn Gulden, . . . wenn ich wieder mit dir in die Oper gehe, dann bezahle ich. Dabei komme ich jedenfalls billiger weg!“

In Eigennutz, der schiefe Gang der Welt,
Der Welt, die gleich gewogen ist an sich,
Auf eb'nem Boden g'rade hin zu rollen.

Fürs Haus.

Bis dieser Vorteil, dieser schöne Gang,
Der Lenker der Bewegung, Eigennutz,
Sie abwärts neigt von allem Gleichgewicht.

Abendsegen

Still geheimnisvolles Weben,
Wenn uns des Abends Hauch umfliegt,
Da wird das Herz nach Streit und Streben
In tiefe Seelenruh gewiegt.

Denn dem entzückten Ohr erklingen
Der Nacht verklarte Melodie'n,
Als ob mit segensreichen Schwingen
Die Engel unser Haupt umziehn.

Als ob sie uns mit leisen Tönen
Verkünden, was das Herz begehrt,
Uns mit uns selber zu versöhnen,
Wird Seelenfrieden uns beschert.

Sie glätten alle trüben Falten,
Die uns des Tages Not gebracht,
Daß uns mit seligen Gewalten
Umfängt der stille Schloß der Nacht.

Daß wir von allem selig träumen,
Was wir in stiller Brust erkseh'n,
Und morgen frisch aus Himmels Räumen
Zu neuer Erdenlust erkseh'n!

Friedrich Kirchner.

Den heiratslustigen Mädchen.

Einer unserer Mitarbeiter gibt allen heiratslustigen Mädchen den Rat, bei der Wahl ihres Zukünftigen folgende Punkte zu beachten: 1. Heirate keinen Mann, der eine Stunde später erscheint, als vorher ausgemacht worden ist. — 2. Heirate keinen Mann, der immer Gesellschaft haben muß, um sich zu „amüsieren“. — 3. Heirate keinen Mann, der sich auf einer Lüge er-tappen läßt. — 4. Heirate keinen Mann, der gegen die Tiere roh ist, an der Natur nicht seine Freude hat. — 5. Heirate kein Eigel, aber auch keinen Mann, der mit einem schmutzigen Kragen herumläuft. — 6. Heirate keinen Mann, der mit seinem Schmuck (Ringen, Ketten, Anhängseln) prahlt. — 7. Heirate keinen Mann, der dir erklärt, daß er mit seinem Einkommen nicht auskommen könne, und der womöglich — obwohl er verdient — von Zubause eine monatliche Rente erhält. Wie soll es später werden, wenn wir verheiratet sind? mußt du dich dann fragen. — 8. Heirate keinen Mann, der dir nicht ruhig ins Auge blicken oder dir nicht herzlich die Hand geben kann. — 9. Heirate keinen Mann, der sich über alle möglichen anderen Menschen lustig macht; er wird sich vielleicht auch über dich lustig machen. — 10. Heirate keinen schönrednerischen Worthelden mit theatralischem Gepräge, keinen, der dir phantastische Briefe schreibt, die des Ausdrucks eines klaren Verstandes entbehren. Nimm aber auch keinen, der dir nicht ein liebes Wort zu widmen fähig ist; er wird sonst später — vielleicht — brutal sein. — 11. Heirate keinen, der sich zu geflüstert nach dem Vermögen deines Vaters erkundigt. — 12. Heirate keinen, der nicht ehrerbietig von seinen oder deinen Eltern spricht. — 13. Heirate keinen, der kein heiß zu erstrebendes Ziel seiner beruflichen Tätigkeit vor Augen hat. — 14. Heirate

keinen, der noch andere Beziehungen unterhält und von dem du nicht festest überzeugt bist, daß er nur dich will. — 15. Heirate nie — nie — nie einen Trinker!

Für die Küche.

Kastanientorte. Man legt ½ Pfund Kastanien etliche Minuten in kochendes Wasser, schält sie, wirft sie nochmals in heißes Wasser, zieht das braune Häutchen ab und siedet sie weich. Nun zerdrückt man die Kastanien recht fein, mischt ¼ Pfund Butter, 70 Gr. Weißbrotsamen, welche in Milch eingeweicht und ausgedrückt wurden, 70 Gr. gestoßene Mandeln, ¼ Pfund Zucker, 10 Gr. Vanillezucker und vier Eigelb darunter, rührt es eine Stunde, dann den Schnee der vier Eiweiß hinein, füllt eine Form und bäckt die Torte wie üblich.

Teebrot. ½ Kilogr. Mehl wird in eine Schüssel gesiebt, dann löst man 30 Gr. Hefe in ¼ Liter lauwarmen Milch auf, schüttet es in die Mitte des Mehls, verrührt den Teig ein wenig und läßt das Hefestück aufgehen. Dann gibt man 125 Gramm Butter (schaumig gerührt), 70 Gr. Zucker, etwas Salz und drei Eier dazu, arbeitet die Masse tüchtig durch, läßt sie nochmals aufgehen und formt ein oder mehrere kleine Brote daraus. Ehe man dieselben mit Eigelb bestreicht, läßt man dieselben noch kurze Zeit vor dem Ofen aufgehen und bäckt sie auf gebuttertem, mit Mehl bestreutem Blech bei mäßiger Hitze. — Größere Brote zu feinen Schnitten aufgeschnitten und nochmals leicht im Ofen geröstet, schmecken delikater als einer Tasse Tee und lassen sich länger aufbewahren.

Salz nach slawischer Art. Man nimmt dem Haken alles Blut und die Leber, bedeckt ihn mit Butter, fügt Pfeffer, Salz und ein halbes Glas Weinessig hinzu und bringt ihn in den Backofen. Dann zerdrückt man die Leber mit dem Blute und läßt beides mit 150 Gr. Butter so lange über stillem Feuer, bis diese geschmolzen, kocht einen halben Liter Sahne, welche man sehr heiß zu der Mischung schüttet, und begießt hierauf mit derselben fleißig den Haken. Etwas Zitronensaft, im Momente des Anrichtens hinzugefügt, macht den Geschmack noch pitanter.

Goulasch auf ungarische Art. 1½ Kilo mageres Rindfleisch schneidet man in nicht zu kleine Würfel, etwa drei in Scheiben geschnittene und in Butter hellgelb gebratene Zwiebeln dazu und läßt alles in der Butter schwenken, wobei man öfter umrührt. Wenn das Fleisch eine schöne braune Farbe hat, streut man einige Küffel Mehl darüber, rührt gut um, und gießt soviel Fleischbrühe darauf, daß das Fleisch knapp bedeckt ist. Dann gibt man Paprikaschoten und Salz dazu, kocht es langsam weich, entfernt das überflüssige Fett und kocht die Sauce auf hellem Feuer so lange ein, bis sie dickflüssig ist.

Haushirtschaft.

Was man ringt — das gelingt.
Teppiche und Käufer selbst zu waschen. Ein sehr empfehlenswertes Mittel, Teppiche und Käufer gründlich und erfolgreich zu reinigen, ist folgendes: Man bereitet sich eine Lauge, indem man edte, in Stücke geschnittene venetianische Seife, 125 Gramm Soda und 250 Gramm gereinigten Borax mit etwa 6 Liter Wasser ungefähr eine halbe Stunde ganz langsam kocht, wobei man die Mischung oft umrührt. Ist die Seife gut aufgelöst, nimmt man den Topf

von Feuer und läßt die Lauge abkühlen, gibt dann noch eine halbe kleine Kaffeetasse voll Salmiatgeist hinzu und gießt sie in einen irdenen Topf, welcher mit einem Deckel versehen oder zugebunden wird. Die Teppiche werden tüchtig geklopft und gebürstet, dann verrührt man von der gallertähnlichen Masse eine große Obertasse voll in einem Eimer Wasser, reibt mittels eines Tuches oder Fensterleders, auch weicher Bürste, die Teppiche mit dieser Lauge gleichmäßig ab, wäscht hierauf mit einem großen Schwamm und reinem Wasser gut nach und zum Schluß mit trockenen Tüchern hinterher. Hat man nun keine Gelegenheit, so zieht man im Zimmer ein Stück Waschleine, hängt den Teppich darüber und läßt ihn ganz trocken werden, bürtet dann mit sauberer Bürste etwas nach. Diese Lauge eignet sich auch vorzüglich zur Reinigung wollener Gardinen und Möbelstoffe.

Schwaben gründlich zu vertreiben. Zu einer gründlichen Vertreibung der Schwaben eignet sich vorzüglich eine Mischung gleicher Gewichtsteile gestoßenen Zuckers und verdünnter, nicht leuchtender Phosphor-pasta. Die Mischung wird entweder auf einem Teller oder an den Stellen ausgelegt, wo sich die Schwaben namentlich aufhalten. Diese fressen den Phosphorbrei mit großer Begierde und sterben.

Probatum est.

Schwarzer Lederlad. Man bringt 25 Gramm besten Schellack und 125 Gr. venetianischen Terpentin in eine geräumige Glasflasche und gießt 1 Liter 80gradigen Weingeist darauf, in welchem man zuvor 125 Gr. Blauholzextrakt gelöst und dem man eine Lösung von 25 Gr. rotem chrom-saurem Kali (dichromsaurem Kali) hinzugefügt hat. Sobald der Lad auf dem Leder getrocknet ist, zeigt er eine glänzende schwarze Farbe. Eifer wünscht man, daß der schwarze Lederlad einen Stich ins Blaue zeigen soll. Um diese Nuance zu erhalten, werden einfach in dem Lade 12,5 bis 25 Gr. Indigofermin aufgelöst.

Entfernung von Tintenflecken aus Papier. Tintenflecken lassen sich aus Papier entfernen, sofern es sich um Gallustinte handelt, mittels Kleesalz oder verdünnter Schwefelsäure. Bei den heutzutage häufiger gebrauchten Anilintinten dagegen nimmt man starken Spiritus, der mit Salzsäure angesäuert worden ist, betupft den Fleck und wäscht mittels eines Pinsels mit reinem Spiritus nach.

Gesundheitspflege.

Heißes Wasser als Heilmittel. Geringere Kopfschmerzen hören bei gleichmäßiger Begießung heißen Wassers auf den Nacken und die Füße bald auf. Eine in heißes Wasser getauchte, reich ausgewundene Serviette auf den Magen gelegt, wirkt sofort gegen Kolik. Nichts heilt rascher eine Lungenentzündung, eine Halstrantheit oder einen Rheumatismus als Heißwasserkompressen. Eine mehrfach zusammengelegte, in heißes Wasser getauchte und dann ausgewundene Serviette auf die schmerzhafteste Stelle gebracht, bringt bei Zahnschmerzen und Neuralgien bald Erleichterung. Ein mit heißem Wasser angefeuchtetes Flanellstück um den Hals eines von Krupp befallenen Kindes gelegt, erzeugt in fünf bis zehn Minuten auffallende Besserung. Dieses gelingt namentlich beim Pseudotrapp.

Humor und Rätsel.

Begierbild.



„Jessas, eben war doch noch mein Bruder Hans hier! Wo steckt er denn jetzt...?“

Der Klügere gibt nach. „Sie haben in diesem Zimmer scheußlich viel Fliegen; tun Sie nichts dagegen?“ — „Ja, wenn's uns zu arg wird, geh'n mer naus!“

Reflexion. Gatte (während die Frau Toilette macht, ungeduldig): „Ich habe eine schöne Frau, wenn sie fertig ist — aber lang dauert's!“

Originelle Kombination. A.: „Sagen Sie einmal, von was lebt denn Freund Meyer eigentlich?“ — Er arbeitet nicht und hat doch auch kein Vermögen!“ — B.: „Nun — er lebt eben von seinen zwei Tanten, Kati und Lina, die ihn unterstützen.“ — A.: „Hm! Also führt er sozusagen eine „fati-linarische“ Existenz!“

Lieber Herr Redakteur! Die dreijährige Anne soll einen Mittagschlaf halten, hat aber keine Lust dazu. Mama, die gern auch ein bißchen nicken möchte, redet gut zu und verspricht auf Verlangen, Annschen bestimmt zu wecken, sobald Mama auch aufsteht. Da aber das Töchterchen so süß schläft, will die Mutter sie nicht stören. Als Anne erwacht, sitzt die Familie im Nebenzimmer, dessen Tür offen steht, am Kaffeetische. „Stehst du, Mama, du hast mich doch nicht geweckt!“ ruft sie entrüstet aus. — „Nun, was schadet denn das?“ gibt Mama zurück, „Kindchen hat ja so schön geschlafen.“ — Kleine Pause — dann erschallen die klaffischen Worte: „Na ja, aber wenn ich schlafe, da leb ich doch nicht.“

Im Gasthaus. „Herr Durchnist, lieben Sie auch Gänsebraten?“ — „Ach ja, aber nur — platonisch!“

Bestätigung. Käufer: „Ihre Sicherheits-Zündhölzer sind miserabel — die brennen ja überhaupt nicht!“ — Hausierer: „Na, mehr Sicherheit können S' doch nimmer verlangen!“

Aus der Weitschule. Unteroffizier: „Schödschwerenot! Der Mensch lämmelt auf dem Gaul rum wie 'n Dichter auf'm Pegasus!“

Ein wirksames Mittel. Erster Kadett: „Wie hast du das nur fertig gebracht, daß Miß Passan dich für den feinsten Kerl auf Erden hält?“ — Zweiter Kadett: „Ganz einfach. Ich hab' ihr 20 Rosen an ihrem 30. Geburtstag geschickt.“

Voshaft. A.: „Jetzt will ich Ihnen 'mal 'ne Geschichte erzählen.“ — B.: „Ich bin ganz Ohr!“ — A.: „Nee, so lang ist die Geschichte nicht!“

Aus der Geographiestunde. Lehrer: „Weiß jemand von euch, wo Madeira liegt?“ — Emil (Sohn eines Weinhändlers): „Ja, in Papas Keller!“

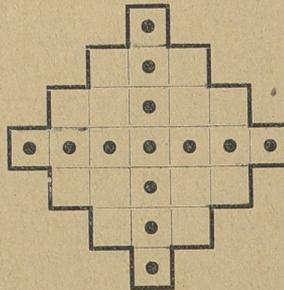
Das kommt davon. Köchin: „Das hat man von zu großer Liebe! Jetzt hab' ich meinen Kavalleristen so gut ausgefüllt, daß er wegen Korpulenz zur Infanterie nach Straßburg verlegt wurde!“

Recht hat er. Wirt: „Was? 5 Flaschen Bier haben Sie getrunken, und jetzt wollen Sie nicht zahlen?“ — Betrunkener: „Aber draussen steht doch: Hier wird Bier in Flaschen — verschentt!“

Unbewusste Wahrheit. Lehrer: „Was versteht man unter Theorie?“ — Schüler: „Etwas Unpraktisches!“

Gute Idee. „... Ja, meine Herren, gute Ideen muß der Mensch haben — das ist die Hauptsache! Da war ein Schulkamerad von mir, ein gewisser Schulze — er wurde Chemiker — den hat eine einzige gute Idee zum reichen Manne gemacht!“ — „Und welche war das?“ — „Er hat eine reiche Frau geheiratet!“

Diamanträtsel.



1. Konsonant.
2. Tier des Waldes.
3. Universitätsstadt.
4. Europäischer Staat
5. Mitteilung.
6. Gewässer.
7. Konsonant.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben A, BB, CCCCC, F, G, H, I, LL, NN, RR, S derart einzutragen, daß die mittellste wagerechte und senkrechte Reihe gleichlautend ist und die Buchstaben wagerechte gelesene beigefügte Bedeutung haben.

Bilderrätsel.



Anagramm.

Es sind 10 Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem dieser Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden, dessen Bedeutung unter b ersichtlich ist.

- | | |
|---------------------------|------------------------|
| a. | b. |
| 1. Weiblicher Vorname | — fremdes Tier. |
| 2. Natürliche Hülle | — Gebiet in Amerika. |
| 3. Geschützter Ort | — Stolz des Kriegers. |
| 4. Französischer Feldherr | — Spiel der Phantasie. |
| 5. Gangart | — männliche Zier. |
| 6. Befestigungsmittel | — Fanggerät. |
| 7. Männlicher Vorname | — Bindemittel. |
| 8. Biblischer Vorname | — Erquidung. |
| 9. Gebäud | — Kriechtier. |
| 10. Abkömmling | — Blume. |

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Staufgabe.

Kartenverteilung:

B. a, bB, a9, 8; bA; c9, 8; dA, 9, 8.
 M. c, dB, aK, D, 7; bD, 7; c10, D; d1
 S, aA, 10; b10, K, 9, 8; cA; dK, D, 7.
 Stat: cK, 7.

Spiel:

1. A, bB, a7, a10 (12). 2. B, aB, aD, aA (16). 3. B, bA, b7, b8 (11). 4. B, dA, d10, d7 (21).
 Mit den 4 Augen des Stats hat der Spieler 64.

Bilderrätsel. Stadtratwahl.

Telegraphenrätsel.

Wo Licht, da Schatten. Wolga, Eiche, Stendal, Schaf, Butter, Wein.

Kapselrätsel.

Weinteje (Wiege, Efel, Insel, Noten, Veier, Ei, Saß, Erich).

gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellschaft m. b. H.,
 Hofbuchdruckerei, Coblenz, Anb. Verantwortl. Redakteur: Paul Schettler, Coblenz

